

Einleitung

Die Affenteestunde

»Der Mensch ist von Natur aus so programmiert, daß er eine Kultur braucht, die ihn vervollständigt. Kultur ist keine Alternative oder ein Ersatz für den Instinkt, sondern dessen natürliche Folge und Ergänzung.«

Mary Midgley 1979

Jo Mendi, ein zigarrrrauchender, cognactrinkender Arbeiter mit untersetzten Beinen und langen Armen, war daran gewöhnt, daß sein Name auf den Reklameplakaten in größeren Lettern prangte als der des Komikers Bob Hope, mit dem er einmal gemeinsam aufgetreten war. In den dreißiger Jahren war er der große Star der Unterhaltungsindustrie Detroits. Tag für Tag zeigte er sich in einem Overall an der Seite des Zoodirektors, der einen Rohrstock in der Hand trug und seinen Begleiter fest im Auge behielt, dessen Körperkräfte die eines erwachsenen Mannes um ein Mehrfaches übertrafen und der dafür bekannt war, ahnungslose Zoobesucher zu belästigen. Jo Mendi war so berühmt, daß der Schimpanse eine Zuschauermenge anlockte, die doppelt so groß war wie die, von der der Präsidentschaftskandidat in der Stadt empfangen wurde, ein Umstand, den Franklin Delano Roosevelts Gegner sofort genüßlich propagandistisch ausschlachteteten.¹

Petermann, ein Schimpanse, der in den achtziger Jahren im Kölner Zoo auftrat, hatte weniger Glück. Ebenso wie Jo Mendi hatte er zahlreiche Fans und ließ hinter der Bühne nicht mit sich spaßen. Seine Beziehung zum Zoodirektor war allerdings weniger herzlich. Nach einem Angriff auf diesen wurde Petermann von der Polizei erschossen. Sein verhängnisvolles Aufbegehren gegen die Autorität machte den Menschenaffen vorübergehend zu einem Märtyrer der deutschen Spontibewegung.



Jo Mendi, der in den dreißiger Jahren in Gesellschaft des Zoodirektors John Millen seine guten Tischmanieren vorführt (Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Detroit Zoological Society).

Noch immer wollen Hollywoodregisseure nicht darauf verzichten, einen Schimpansen oder Orang-Utan auftreten zu lassen, wenn das Drehbuch eine komische Szene vorsieht, und bis heute ist ihnen nichts Besseres eingefallen. In einer TV-Show (*The Chimp Channel*) treten ausschließlich Affen auf, die man herausgeputzt und darauf abgerichtet hat, Grimassen zu schneiden, während eine Tonspur mit menschlichen Stimmen den Eindruck einer Unterhaltung zwischen ihnen erwecken soll.

Die Affentischgesellschaften, die im 19. Jahrhundert in Zoos und Menagerien üblich wurden, die Varietéauftritte von Schimpansen des 20. Jahrhunderts und die gegenwärtigen entsprechenden Shows im Fernsehen entwerfen alle das Bild von Tieren, die sich die größte Mühe geben, wie wir zu sein, ohne daß es ihnen

jemals gelingt. Wir finden solche Vorstellungen erheiternd, weil unsere Kultur und unsere herrschende Religion die menschliche Würde und den menschlichen Selbstwert an unsere Trennung von der Natur und unseren besonderen Status gegenüber anderen Tieren gekoppelt haben. Da wir die einzigen sind, die mit Messer und Gabel essen – ein klares Zeichen der Zivilisiertheit –, amüsiert es uns, Menschenaffen zu sehen, die dasselbe versuchen. Man erwartet das nicht von ihnen, und schon gar nicht erwartet man, daß sie es auch hinbekommen. Sie müssen versagen, da die Szene sonst das menschliche Ego bedrohen würde. Ramona und Desmond Morris haben dazu bemerkt:

»Gegen Ende der zwanziger Jahre begann der Londoner Zoo, diese Vorführungen als ständiges Programm zu organisieren. Jeden Nachmittag zu einer festgesetzten Zeit führte sich eine Gruppe junger Schimpansen zur Erheiterung der Zoobesucher wie eine Tischgesellschaft auf. Man hatte sie darauf abgerichtet, Schüsseln, Teller, Löffel, Tassen und eine große Teekanne zu benutzen. Für das Schimpansengehirn war das Erlernen des Umgangs mit diesen Gegenständen vor einem Publikum keine anspruchsvolle Aufgabe. Eine Zeitlang bestand die Gefahr, daß ihre Tischmanieren zu formvollendet würden. Um die Vorführung nicht zu eintönig werden zu lassen, mußten die Tiere in bestimmten Abständen darauf dressiert werden, sich ›daneben zu benehmen‹. Auch das schafften sie mühelos, und ihr Timing wurde so perfekt, daß sie die Tassen stets genau in dem Augenblick in die Kanne stopften und den Tee aus der Tülle tranken, in dem der Wärter ihnen den Rücken zudrehte.«²

In den Versuchen, Affen dazu zu bringen, unsere eigene Spezies und vor allem die kulturellen Verfeinerungen, die wir an uns so bewundern, zu parodieren, könnte man eine Form der Selbstironisierung sehen. Das wäre die optimistische Sichtweise. Man könnte diese Versuche aber auch anders auffassen: Indem wir Tieren erlauben, uns zu karikieren, erreichen wir, daß sie noch lächerlicher wirken, was uns wiederum die Möglichkeit bietet,



»Sie werden unruhig. Okay Jungs, machen wir Schmiere – die Teekanne umstoßen oder sowas.« (Karikatur einer Affenteegesellschaft im Zoo von Paul White 1962; Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Punch Ltd.)

über jegliche Zweifel, die wir an uns selbst hegen mögen, hinwegzulachen. Daß wir uns für diese Aufgabe Menschenaffen aussuchen, ist nur folgerichtig, denn vor allem gegenüber Tieren, die uns ähnlich sind, muß die menschliche Einzigartigkeit betont werden.

Um diesen Sachverhalt ins rechte Licht zu rücken, stellen wir uns eine Elefantenfamilie vor dem Fernseher vor. Die Elefanten sehen eine Show, in der man Menschen einen Gummischlauch vor die Nase gebunden hat, die nun versuchen, mit diesem Anhängsel eine Münze vom Boden aufzuheben oder ein Bäumchen zu entwurzeln. Die armen Menschen in der Show verheddern sich ständig in ihren »Rüsseln«, stolpern darüber und demonstrieren insgesamt, wie dumm sie sich als Elefanten anstellen. Ich glaube nicht, daß wir die Show besonders lustig finden würden, jedenfalls nicht länger als ein paar Minuten, aber eine Elefantenfamilie könnte möglicherweise nie genug davon bekommen.

Das liegt daran, daß es bei alledem nicht um Humor, sondern um unser Selbstverständnis geht.

Kultur gegen Natur?

Wir verstehen uns als die einzige kultivierte Spezies, und im allgemeinen glauben wir, die Kultur habe es uns ermöglicht, uns von der Natur zu befreien. Wir sagen gern, die Kultur sei das, was den Menschen zum Menschen mache. Der Anblick von Affen mit Perücken und Sonnenbrillen, die sich benehmen, als hätten sie denselben großen Schritt getan, wirkt deshalb äußerst unpassend. Aber wie wäre das, wenn Menschenaffen diesen Schritt zu einem kultivierten Verhalten nicht nur zur Unterhaltung eines menschlichen Publikums getan hätten, sondern auch im wirklichen Leben und ohne unser Dazutun? Was, wenn sie ihre *eigene* Kultur hätten und nicht nur eine oberflächlich adressierte Version der menschlichen? Dann wären sie vielleicht nicht mehr so unterhaltsam. Ohnedies ist ja bereits die Erwägung einer solchen Möglichkeit geeignet, jahrhundertealte Überzeugungen ins Wanken zu bringen.

Daß Tiere womöglich eine Kultur haben, ist das Thema, dem ich in diesem Buch nachgehen möchte. Eine solche Erkundung lohnt sich aus mehreren Gründen, doch zwei finde ich besonders interessant. Erstens mehren sich die Belege für eine tierische Kultur – zumeist versteckt in Feldnotizen und Aufsätzen in Fachzeitschriften –, die es verdienen, einem größeren Publikum bekanntgemacht zu werden. Bevor wir jedoch auf dieses Material näher eingehen, müssen wir vorübergehend einige liebgewordene Konnotationen von »Kultur« aufgeben. Bei diesem Begriff denken wir unwillkürlich an Kunst und klassische Musik, Symbole und Sprache und an ein Erbe, das vor der Massenkonsumgesellschaft geschützt werden muß. Eine sogenannte kultivierte Person besitzt einen raffinierten Geschmack, verfügt über einen hochentwickelten Intellekt und vertritt einen bestimmten Komplex von Werten und moralischen Grundsätzen. Das ist nicht die Bedeutung, in der Wissenschaftler den Begriff »Kultur« im Hinblick auf Tiere gebrauchen. Kultur bedeutet einfach, daß Kenntnisse und Gewohnheiten von anderen – häufig, aber nicht immer, die ältere Generation – *erworben* wurden, was erklärt, warum zwei Grup-

pen derselben Spezies unterschiedliche Verhaltensformen zeigen können. Da Kultur das Lernen von anderen beinhaltet, müssen wir ausschließen, daß die Individuen bestimmte Merkmale aus sich heraus erworben haben, bevor wir diese als kulturelle bezeichnen.

Der zweite wichtige Grund für ein Buch über tierische Kultur liegt darin, daß es uns die Möglichkeit bietet, einen weiteren überholten westlichen Dualismus zu Grabe zu tragen: die Vorstellung, es bestehe ein Gegensatz zwischen menschlicher *Kultur* und menschlicher *Natur*. Wir im Westen verspüren offenbar einen unwiderstehlichen Drang, die Welt zweizuteilen: gut und böse, wir und die anderen, weiblich und männlich, angeboren und erworben und so fort. Dichotomien erleichtern die Organisation unseres Denkens, aber dabei gehen komplexe Sachverhalte und Bedeutungsnuancen verloren. Die wenigsten Denker können mit zwei sich widersprechenden Gedanken im Kopf leben, und doch ist häufig genau dies nötig, um zur Wahrheit vorzustoßen. So trifft es zwar zu, daß jedes Verhalten durch Lernen beeinflußt ist, doch zugleich ist es auch genetisch bedingt, was bedeutet, daß kein Verhalten, ob menschlich oder tierisch, ausschließlich dem einen oder dem anderen Einfluß unterliegt.

In den letzten Jahren schwang das Pendel von den erworbenen oder Umwelteinflüssen zurück zu den angeborenen Merkmalen. Das stürzte viele Sozialwissenschaftler in Verwirrung, die geglaubt hatten, die Streitfrage sei entschieden. Die gegenwärtige Faszination durch die Humanbiologie hat allerdings das entgegengesetzte Problem geschaffen, wenn die Menschen nämlich so von der Genetik besessen sind, daß sie die andere Hälfte der Gleichung übersehen. Die Ergebnisse von Untersuchungen an getrennt aufgewachsenen eineiigen Zwillingen gehören inzwischen zur Allgemeinbildung, und fast wöchentlich berichten die Medien über ein neuentdecktes Gen. Es gibt Anzeichen für genetische Faktoren bei Schizophrenie, Epilepsie und Alzheimer und sogar in allgemeinen Verhaltensmerkmalen wie der ständigen Suche nach dem nächsten »Kick«. Da die Sprache der Genetik (»das Gen für x «) unserer Kultur der Abkürzungen in die Hände spielt,

müssen wir immer die Warnung hinzusetzen, daß Gene als solche wie Samenkörner sind, die auf Beton ausgebracht werden: Für sich allein sind sie überhaupt nicht in der Lage, etwas hervorzubringen. Wenn Wissenschaftler feststellen, ein Merkmal sei vererbt, sagen sie damit lediglich, daß ein Teil seiner Variabilität auf genetische Faktoren zurückgeht. Daß sich ein mindestens ebensogroßer Teil durch Umweltfaktoren erklärt, wird dabei gern vergessen.

Der Schweizer Primatenforscher Hans Kummer hat schon vor Jahren bemerkt, daß alle Versuche zu ermitteln, welcher Anteil eines Merkmals durch Gene und welcher durch Umweltfaktoren bestimmt wird, etwa so sinnlos sind wie die Frage, ob Trommelklänge, die wir aus der Entfernung hören, von einem Trommler oder von seinem Instrument stammen. Wenn wir dagegen einen *veränderten* Trommelklang wahrnehmen, können wir die berechnete Frage stellen, ob der Unterschied auf einen anderen Trommler oder auf ein anderes Instrument zurückgeht.³ Nur mit Fragen dieser Art befaßt sich die Wissenschaft, wenn es um die Wirkung von Genen im Vergleich zur Wirkung von Umweltfaktoren geht.

Kultur ist eine Umwelt, die wir selbst schaffen. Aus diesem Grund und ganz im Gegensatz zu der in bestimmten Kreisen herrschenden Auffassung ist es *nicht* zulässig, Kultur und Natur auf eine Stufe zu stellen. Eine ganze Generation von Kulturanthropologen hat diesen falschen Eindruck erweckt, indem sie danach gefragt hat, ob die Kultur oder die Natur dafür verantwortlich sei, daß wir uns in einer bestimmten Weise verhalten. In Wirklichkeit hat die natürliche Selektion nicht nur unsere Spezies, sondern auch unsere kulturellen Fähigkeiten hervorgebracht. Kultur ist ein Bestandteil der menschlichen Natur. Die Behauptung, »der Mensch ist von der Kultur gemacht«, die bis heute in vielen Lehrbüchern steht, ist etwa so präzise wie die Aussage, »der Fluß folgt dem Lauf seines Betts«. Das ist zwar zutreffend, doch zugleich formt der Fluß auch sein Bett: Der gegenwärtige Lauf eines Flusses ist das Produkt seiner vergangenen Wirkungen. In derselben Weise kann Kultur nicht losgelöst von der menschlichen Natur existieren, und es ist ein Zirkelschluß zu behaupten, wir seien das Produkt der Kultur, wenn die Kultur unser Produkt ist.⁴

Die Beziehung zwischen Natur und Kultur erinnert mich an die Maus, die einträchtig neben einem Elefanten über eine Holzbrücke geht. Über das dumpfe Dröhnen der Schritte hinweg piepst die Maus: »Wir machen einen ganz schönen Krach, wir beide!« Zu Beginn eines unstreitig darwinschen Millenniums gibt es noch immer Stimmen, die behaupten, das menschliche Verhalten sei größtenteils oder ausschließlich kulturell determiniert. Ich sehe in dieser ausschließlichen Perspektive den Größenwahn der Maus an der Seite des Elefanten der menschlichen Natur, die in allem, was wir tun und sind, den Ton angibt.

Das heißt nicht, daß die Kultur lediglich ein hübscher Schnörkel ist, wie manchmal behauptet wurde. Kultur ist ein äußerst wirkungsvoller Modifikator – sie beeinflußt unser ganzes Tun und Sein und durchdringt das Innerste der menschlichen Existenz –, aber sie kann nur in Verbindung mit der menschlichen Natur wirksam werden. Die Kultur nimmt die menschliche Natur und biegt sie in diese oder jene Richtung, wobei sie sorgsam darauf bedacht ist, sie nicht zu brechen. Daß wir uns schwer damit tun, die falsche Dichotomie zu durchschauen, hängt mit einer spezifischen Unschärferelation zusammen: Wir sind unfähig, unsere Kulturbrille abzulegen, und können deshalb nur vermuten, wie die Welt ohne sie aussehen würde. Das ist auch der Grund, warum wir über eine tierische Kultur nicht diskutieren können, ohne uns ernsthaft Gedanken über unsere eigene Kultur und über die blinden Flecken, die sie hervorbringt, zu machen. Scheinbar einfache Fragen wie »Gibt es Kultur in der Natur?« und »Gibt es Natur in der Kultur?« lassen sich ohne Reflexion über unseren eigenen Ort in der Natur nicht beantworten – ein Ort, der kulturell definiert ist. Das alles ist kein Spiel mit Worten. Es klingt nur deshalb verwirrend, weil man uns beigebracht hat, Natur und Kultur als Gegensätze aufzufassen, statt als zwei Dinge, die eng miteinander verflochten sind.

Es sind diese umfassenderen Fragen, die mich bewegen, wenn ich über Themen schreibe, die an den Rändern meines Fachgebiets liegen, vom Guten im Menschen bis zur östlichen Philosophie und vom Anthropomorphismus bis zum ästhetischen Sinn.

Auch wenn es nicht das erste Mal ist, daß ich mein eigentliches Gebiet verlasse, das darin besteht, Primaten zu beobachten und sie dazu zu bringen, ihre kognitiven Geheimnisse preiszugeben, habe ich mir hier vorgenommen, kulturell bedingte Einseitigkeiten zu diskutieren – was in mir ein Gefühl auslöst, als wäre ich ein Hund, der hinter seinem eigenen Schwanz herjagt, ohne daß er ihn je zu fassen bekommt. Außerdem ist es fraglich, ob sich jede Kultur in einem kleinen Kästchen unterbringen läßt, denn auch innerhalb der Kulturen gibt es eine Fülle von Meinungsverschiedenheiten. Immer wieder habe ich den Eindruck, von zwei ganz verschiedenen Kategorien von Menschen umgeben zu sein: Den einen macht es etwas aus, wenn man sie mit Tieren vergleicht, den anderen dagegen nicht. Ich bin diesen gegensätzlichen Haltungen bei den großen Philosophen, bei meinen Lehrern und unter Freunden und Kollegen begegnet, und ich habe keine Ahnung, woran es letztlich liegt, wer am Ende in der einen oder der anderen der beiden Kategorien landet. Es muß etwas mit dem Einfühlungsvermögen gegenüber Tieren zu tun haben. Doch damit stellt sich lediglich die neue Frage, wie es kommt, daß manche Menschen sich den Tieren verbunden fühlen und andere nicht.

Eine Reise um die Welt in achtzig Tagen

Ein Teil meines Versuchs, das Problem der Unschärferelation zu beheben, bestand darin, mich auf der Welt umzusehen. Wenn ich meine kulturelle Brille nicht abnehmen kann, so kann ich doch wenigstens Menschen zuhören, die in anderen Kulturen aufgewachsen sind. So machte ich im Herbst 1998 eine Reise um die Welt in achtzig Tagen. Ich flog von Atlanta, wo ich lebe, nach Österreich, dann nach China, Japan, Finnland und über Holland, wo ich geboren bin, wieder zurück in die Vereinigten Staaten. Auf dieser Reise habe ich mich mit mehreren frühen und auf dem Gebiet der Erforschung des menschlichen und tierischen Verhaltens besonders einflußreichen Wissenschaftlern befaßt, wie dem Öster-

reicher Konrad Lorenz, dem Japaner Kinji Imanishi und dem Schwedischfinnen Edward Westermarck. Ich hatte mit Kollegen in Japan, wo die Kulturprimatologie ihren Ausgang nahm, Gespräche über Affen, speziell über Menschenaffen. Vor allem aber habe ich versucht, die drei thematischen Fragen dieses Buches zusammenzuflechten: Wie sehen wir andere Tiere, wie sehen wir uns selbst, und worin besteht das Wesen, die »Natur« der Kultur.

Jedes dieser Themen hätte ein eigenes Buch verdient, doch die besondere Herausforderung von *Der Affe und der Sushimeister* bestand darin, mich frei zwischen diesen Fragen hin und her zu bewegen und vom Menschen zu anderen Tieren zu wechseln und gleichzeitig eine möglichst große Zahl von Breschen in die Trennmauer zwischen Natur und Kultur zu schlagen. Dabei habe ich mich nicht um Vollständigkeit bemüht, sondern Aspekte ausgewählt, die meiner Meinung nach kulturelle Vorurteile in unserem Zugang zur Natur am besten sichtbar machen können, etwa die Fragen, für wie edel oder unedel wir unsere eigene Spezies halten, ob unsere Einstellung zu Bonobos davon beeinflusst wird, wie wir ihre Sexualmoral beurteilen, und in welcher Weise die Wissenschaft des Ostens bzw. des Westens ihr Geschäft betreibt. Die Beschäftigung mit diesen Fragen soll verdeutlichen, wie selektiv wir bei der Erforschung der Natur vorgehen und wie sehr wir sie gelegentlich nach unserem eigenen Bild formen.

Meine eigenen Vorurteile werden vermutlich durchscheinen, und einige meiner Leser werden sie schneller erkennen als ich selbst. Ich stamme aus dem südlichen Teil der Niederlande. Da ich nicht direkt in der Provinz Holland geboren wurde, nenne ich mein Herkunftsland nur selten mit diesem Namen. Die grausame Macht der spanischen Inquisition, die sich im 16. Jahrhundert bis nach Flandern und in meine Heimatregion erstreckte, hielt die Reformation auf, die dem Norden den Calvinismus brachte. Der Süden blieb katholisch, und infolgedessen impfte mir meine Erziehung weniger Furcht vor Gottes Zorn ein, als es für das übrige Nordeuropa typisch war. Bei uns wird Karneval auf der Straße gefeiert, und im allgemeinen halten wir uns auch eine gewisse *joie de vivre* zugute.

Gleich allen anderen holländischen Kindern meiner Generation hatte ich auf der Schule neben dem Holländischunterricht auch Unterricht in Deutsch, Englisch und Französisch, und diese Sprachen habe ich so gut gelernt, daß ich sie auch heute noch fließend sprechen kann. Das hängt allerdings auch mit meinen Lebensumständen zusammen, denn obwohl ich mir auf der Schule immer wieder gesagt habe, daß ich diese blöden Sprachen nie wieder brauchen würde (mein Interesse galt mehr der Mathematik und den naturwissenschaftlichen Fächern), habe ich später eine Französin geheiratet, bin in die Vereinigten Staaten gezogen und habe dort angefangen, auf englisch zu unterrichten und zu schreiben. Ich kann mir kaum jemanden vorstellen, der seine frühen Sprachkenntnisse im späteren Leben besser hätte anwenden können.

Die Schönheit von Sprachen liegt darin, daß jede einzelne Sprache eine Fülle von Begriffen und Ausdrücken enthält, in denen sich eine spezifische kulturelle Einstellung niedergeschlagen hat. Natürlich versuchen wir diese Wörter in unsere eigene Sprache zu übersetzen, doch letztlich entfaltet sich ihr Reiz erst im richtigen kulturellen und sprachlichen Umfeld. Wörter wie »date« oder »cheerleader« mögen einem US-Amerikaner einfach und unproblematisch erscheinen, und doch hat nur die amerikanische Kultur diese Vorstellung von einer Formel für Die-Person-mit-der-ich-zur-Zeit-gehe, und die Aura, die das »cheerleading« umgibt, verblüfft jeden Nichtamerikaner. Desgleichen hat das Französische ein reicheres Vokabular für Speisen, ihren Geschmack und ihre Zubereitung, als die meisten Menschen außerhalb des frankophonen Sprachraums sich überhaupt vorstellen können, und die Sprache wimmelt nur so von Redensarten, die einen Bezug zum Essen haben (»Ein Kuß ohne Schnurrbart ist wie eine Suppe ohne Salz«). Jede Sprache fängt eine eigene Lebensanschauung ein, und keine Kultur läßt sich umfassend würdigen, wenn man sich nicht die Mühe macht, ihre Sprache zu erlernen.

Als Europäer in den Vereinigten Staaten, der mehrmals im Jahr den Atlantik überquert, habe ich einen Sinn für die Werte und Bedeutungsnuancen, die in das eingehen, was uns zu den kultivier-

testen aller Kulturwesen macht. Ich nehme meine Rolle als Holländer wieder an, wenn ich im Kreis meiner Familie bin, fühle mich als halber Franzose, wenn ich meine Schwiegereltern im Loiretal besuche, und nach zwei Jahrzehnten im oberen Mittelwesten und Süden der USA bin ich natürlich durchaus vertraut mit den Wertvorstellungen, Lebensstilen und der kulturellen Vielfalt der USA. Auch wenn also dieses Buch stellenweise den Anschein wecken mag, die Hervorbringungen der menschlichen Kultur zu beleidigen (wenn diese etwa mit den Ästen und Zweigen verglichen werden, mit denen Schimpansen im Dschungel hantieren), möchte ich damit keineswegs die menschlichen Errungenschaften herunterspielen. Ich möchte vielmehr den Nachweis führen, daß die Kultur einfache Anfänge gehabt haben muß, von denen einige außerhalb unserer eigenen Spezies zu finden sind.

Dabei werde ich mich auf einem Terrain bewegen, von dem man meinen sollte, für einen Wissenschaftler meines Fachgebiets sei dies sicherer Boden. Es geht nämlich um die Frage einer tierischen Kultur. Dieser Boden ist jedoch tückisch wie Treibsand. Tatsächlich stößt die Vorstellung einer tierischen Kultur auf so viel Widerstand, daß sich gerade deshalb der Eindruck aufdrängt, die Zeit dafür sei reif. Behauptungen jagen Gegenbehauptungen, jeder hat eine Meinung und eine apodiktische dazu, und inmitten dieses Tumults ist eine völlig neue Disziplin entstanden: die Schreibtischprimatologie. Da kritisieren Wissenschaftler, die kaum in der Lage sind, die Vorderseite eines Schimpansen von seiner Hinterseite zu unterscheiden, Experten, die diese Spezies ein Leben lang untersucht haben; oder jemand, der noch nie einen Fuß auf diese oder jene Insel gesetzt hat, stellt die Befunde eines Teams in Frage, das dort ein halbes Jahrhundert lang gearbeitet hat. Offenbar hat die Primatologie sich durchgesetzt, wenn jeder glaubt, er könne mitreden!

Die erwähnte Insel ist übrigens Koshima im äußersten Süden Japans, wo die ersten Befunde, die für eine tierische Kultur sprechen, erhoben wurden. Ein Höhepunkt meiner Reise war ein Besuch dort, wo ich mit der alten, aber immer noch sehr wachen Frau Mito sprechen konnte, die von Anfang an dabei war. Nach-

dem ich schon soviel darüber gehört hatte, konnte ich zu meinem Vergnügen endlich mit eigenen Augen sehen, wie die Affen hier ihre Süßkartoffeln im salzigen Meerwasser wuschen.

Katzenklokultur

Als Einführung in das Thema »tierische Kultur« möchte ich ein alltägliches Beispiel anführen: die Art und Weise, wie kleine Kätzchen lernen, das Katzenklo zu benutzen. Eine unserer Katzen geht zum Katzenklo, um dort zu urinieren, und ihre drei Jungen folgen ihr. Da Katzen dabei wenig Scham kennen, verfolgt der Nachwuchs das Tun der Mutter aus nächster Nähe. Junge Kätzchen haben noch keinen besonders gut entwickelten Gesichtssinn, es ist für uns unklar, was sie eigentlich sehen. Eines der Jungen klettert unbeholfen in die Kiste und fängt nach kurzer Zeit an, in der Streu herumzuscharren wie seine Mutter. Und mit einemmal kauert es sich ebenfalls hin und fängt mit zurückgelegten Ohren an zu pinkeln. Niemand hat es dazu angehalten, und wir dürfen annehmen, daß Katzen keine angeborene Vorstellung von einer so modernen Erfindung wie dem Katzenklo haben. Offenbar wurde das Verhalten des Jungen durch das Verhalten der Mutter ausgelöst.⁵

Soziales Lernen ist unter Tieren sehr verbreitet und kann weit über die ursprüngliche Situation hinaus beibehalten werden. So habe ich als Student in einem Labor in Utrecht gearbeitet, wo ein Wissenschaftler sich regelmäßig mit einem Netz einige Affen aus einer größeren Affengruppe herausfing. Anfangs gaben die Affen Warnrufe von sich, sobald er sich mit seinem furchtbaren Netz sehen ließ, doch später warnten sie sich auch, wenn er ohne Netz auftauchte. Noch später, nachdem er sein Forschungsprojekt längst beendet hatte, konnte ich beobachten, daß junge Affen, die gar nicht mehr wissen konnten, worin die Bedrohlichkeit dieses Mannes ursprünglich bestanden hatte, bei seinem Anblick ebenfalls Warnrufe ausstießen, bei sonst aber niemandem. Sie müssen

aus der Reaktion ihrer Eltern den Schluß gezogen haben, daß man ihm nicht trauen konnte. Vor kurzem habe ich gehört, daß die Affengruppe diese Tradition der Alarmschreie beim Erscheinen dieser einen Person jahrzehntelang beibehalten hat.

Die Weitergabe eines »Feindschemas« wurde von Dorothy Cheney und Robert Seyfarth in Kenia auch in freier Natur beobachtet. Meerkatzen haben für unterschiedliche Feinde (etwa Leoparden, Adler und Schlangen) unterschiedliche Warnrufe, müssen als Junge jedoch lernen, diese Rufe richtig zuzuordnen. Das Forscherpaar überprüfte das Wissen »seiner« Meerkatzen, indem es aus einem versteckten Lautsprecher verschiedene Alarmrufe ertönen ließ. Da unterschiedliche Räuber unterschiedliche Reaktionen erfordern, teilten die beiden Forscher die Reaktionen junger Meerkatzen in drei Typen ein: Der erste Reaktionstyp bestand darin, sich in den Schutz der Mutter zu flüchten, der zweite in einem Verhalten, mit dem das Meerkatzenjunge sich in Gefahr brachte, und der dritte war das angemessene Verhalten. So besteht beispielsweise bei der Warnung vor einer Schlange die richtige Reaktion darin, sich im Gras aufzurichten und umherzuspähen, während dasselbe Verhalten bei der Annäherung eines Leoparden für das Junge tödlich wäre; hier ist das Klettern auf den nächsten Baum die richtige Reaktion. Cheney und Seyfarth fanden heraus, daß die beiden ersten Reaktionstypen mit zunehmendem Alter verschwanden, während die richtigen Reaktionen sich nach und nach durchsetzten. Das läßt uns vermuten, daß junge Affen die richtigen Reaktionen auf unterschiedliche Warnrufe erlernen müssen. Wenn sie dies durch einfaches Herumprobieren täten, würde ihre Zahl sehr bald dezimiert, weshalb zu vermuten ist, daß sie sich am Verhalten der übrigen Gruppe orientieren. Tatsächlich zeigten Meerkatzenjunge, die zunächst die erwachsenen Tiere beobachteten, bevor sie reagierten, häufiger eine richtige Reaktion auf die Warnrufe.⁶

Diese Befunde widersprechen der landläufigen Vorstellung, Überlebensstrategien seien quasi vorprogrammiert und stellten sich instinktiv ein. Das können zumindest die Reaktionen von Meerkatzen auf Warnrufe nicht belegen: Junge Affen, die nicht auf

das Verhalten der älteren Gruppenmitglieder achten, leben nicht lange. Womit wir es also zu tun haben, ist ein absolut überlebenswichtiges Reaktionsrepertoire, das durch das Beobachten von Artgenossen übernommen wird. Es handelt sich nicht um genetisch festgelegte Reaktionsmuster, sondern um Verhaltensweisen, die in einem sozialen, kulturellen Prozeß erworben werden. Unter experimentellen Bedingungen hat Susan Mineka dieselbe Art des Lernens nachgewiesen, indem sie in Gefangenschaft geborenen Affen Schlangen zeigte, die diesen bislang völlig unbekannt waren. Die arglosen Affen begannen sich vor den Schlangen erst in dem Augenblick zu fürchten, als sie beobachteten, wie ihre in freier Wildbahn aufgewachsenen Eltern auf dieselben Schlangen mit großer Angst reagierten.⁷ Diese kulturelle Konstruktion von Feindbildern beobachten wir nicht nur bei Primaten; dasselbe wurde auch bei Vögeln nachgewiesen.⁸

Der andere wichtige Bereich des kulturellen Lernens ist die Nahrung. Tiere lernen voneinander, was sie essen können und was nicht. Kräheneltern, die täglich mit ihren Nachkommen zur nächstgelegenen Mülldeponie fliegen, um dort nach Leckerbissen zu suchen, wecken in ihnen eine lebenslange Vorliebe für solche Futterplätze, während der Nachwuchs einer Krähenfamilie, die von der Nahrung in der freien Natur lebt, diese Angewohnheit seinerseits übernimmt und weitergibt. In ähnlicher Weise werden auch Abneigungen gegen eine bestimmte Nahrung tradiert. Das wurde erstmals von einem deutschen Schädlingsbekämpfer entdeckt, der Giftköder auslegte und damit eine große Zahl wilder Ratten tötete. Nach einiger Zeit begannen die noch lebenden Ratten jedoch die Köder zu meiden, und ihre Nachkommen taten es ihnen gleich. Ohne selbst unmittelbare Erfahrungen mit den Giftködern zu haben, fraßen die jungen Ratten nur noch ungefährliche Nahrung.

Der Experimentalpsychologe Bennett Galef testete dies in seinem Labor, indem er Ratten mit zweierlei Futterbrocken fütterte, die sich in Beschaffenheit, Geschmack und Geruch voneinander unterschieden. Anschließend versetzte er die Futterbrocken der einen Kategorie mit Lithiumchlorid, dessen Genuß Ratten er-

kranken läßt. Die Tiere begannen nun, die derart kontaminierte Nahrung zu meiden. Galef stellte sich die Frage, wie der Nachwuchs der Ratten reagieren würde, wenn er die Futterbrocken nicht mehr mit Lithiumchlorid versetzte. Dabei stellte sich heraus, daß die erwachsenen Ratten aufgrund ihrer schlechten Erfahrungen nur noch die Futterbrocken der bislang unschädlichen Kategorie anrührten und der Nachwuchs dieses Verhalten übernahm. Von 240 Jungratten, die zwischen den beiden Kategorien von Futterbrocken wählen konnten, fraß nur eine einzige von den Brocken, die von der Erwachsenengeneration aufgrund eines Lernprozesses gemieden wurden.⁹

Alle diese Beispiele – die Warnrufe der Affen, die Angst vor Schlangen und das Meiden schädlicher Nahrung – lösten unter Psychologen eine eingehende Debatte über die exakten Lernmechanismen aus, die hier im Spiel waren. Man könnte annehmen, es handle sich um reine Nachahmung, doch dieser Begriff – »Nachahmung« – wird zunehmend jenen Fällen vorbehalten, in denen die Lösung eines Problems mit einem *Verständnis* sowohl des Problems als auch der Absichten des Modells nachgeahmt wird. Dieser Wortgebrauch hat »Nachahmung« zu einer kleinen, aber feinen Teilmenge des sozialen Lernens gemacht, die sich möglicherweise nicht auf Katzen und Ratten, vielleicht nicht einmal auf Affen anwenden läßt.

Sobald individuelles Lernen ins Spiel kommt – das heißt, wenn ein Verhalten zum Teil durch Probehandeln erworben wird –, liegt die Vermutung nahe, daß wir es mit einem Vorgang zu tun haben, der einfacher ist als Nachahmung. Ein gutes Beispiel hierfür sind die jungen Kätzchen und das Katzenklo: Es ist sehr gut möglich, daß sie von ihrer Mutter lediglich lernen, *wo* sie ihr Geschäft verrichten sollen. Wenn man sie erst einmal zur richtigen Stelle gebracht hat, kann alles übrige als katzenspezifische Reaktion auf den Geruch von Urin und das Gefühl der nachgiebigen Katzenstreu unter den Pfoten konstruiert werden. Auch wenn sich demnach die kleinen Kätzchen genauso verhalten wie ihre Mutter, heißt das noch lange nicht, daß sie ihrem Beispiel folgen, und noch weniger, daß sie den Zweck des Katzenklos verstehen.

Wenn man von diesem Verhalten allerdings einfach behauptet, es habe nichts mit Nachahmung zu tun, wird man den Tieren nicht ganz gerecht, da wir an das Verhalten von Menschen nicht dieselben Maßstäbe anlegen. Wenn ich ein Fußballspiel sehe und mir daraufhin angewöhne, gegen einen Ball zu treten, dann bedeutet das nicht, daß es bereits genügt, beobachtete Bewegungen nachzuahmen, um Fußballspieler zu werden. Man braucht jahrelange Übung, um den Ball kontrolliert zu führen und ihn dorthin zu kicken, wo man ihn hinhaben will. Wenn man vom bloßen Zuschauen ein Fußballstar werden könnte, wäre die Welt voll von Maradonas. Jede Nachahmung ist die Verbindung einer allgemeinen Vorstellung, die von anderen übernommen wurde, und der individuellen Praxis, mit der die betreffende Technik verbessert wird. Wenn wir diese simple Wahrheit für die menschliche Nachahmung gelten lassen, warum dann nicht bei Tieren? Zweifellos haben sie häufig nur ein vages Verständnis von dem, was andere tun – wenn sie es überhaupt verstehen –, doch was immer sie an Informationen aus dem Beobachteten gewinnen, wird Baustein einer von ihnen selbst entwickelten Lösung. Nicht viel anders geht es zu, wenn wir das Verhalten anderer nachahmen.

Die einfachste Form des sozialen Lernens ist als *local enhancement* (»lokale Verstärkung«) bekannt, wobei ein Individuum sich zu einer Stelle hingezogen fühlt, an der ein anderes einer interessanten Tätigkeit wie etwa der Nahrungssuche nachgeht. Die Neugier bewegt dann das erste Individuum dazu, dieselbe Situation näher zu erkunden und selbst die Lösung des Problems zu lernen. Das Modell gibt somit eher Hinweise auf das *Wo* als das *Wie* der Antwort. Unsere Kätzchen auf dem Weg zum Katzenklo sind hierfür ein Beispiel.

Eine weitere verbreitete Möglichkeit ist in der Anthropologie als »Reizdiffusion« und in der Psychologie als »Emulation« bekannt. Hier wird eine allgemeine Idee, ein allgemeines Ergebnis oder ein Konzept von anderen übernommen, deren Details jedoch selbständig entwickelt werden. Ein modernes Beispiel ist die Art und Weise, wie Microsoft von Macintosh das Windows-Konzept »entlehnt« hat. Ein Rechner mit dem DOS-Betriebssystem erzeugt

inzwischen zwar mehr oder weniger dieselbe anklickbare Oberfläche auf dem Bildschirm wie ein Macintosh-Computer, nur ist sein Programm völlig anders aufgebaut. Microsoft behauptet demnach mit Recht, sein Windows-Programm sei keine Apple-Nachahmung, sondern lediglich eine Emulation. In vergleichbarer Weise kann ein Vogel von einem anderen lernen, daß Krabben sich öffnen lassen und daß ihr Inneres eßbar ist, aber er muß trotzdem selbst herausfinden, wie er an diese weicheren Teile herankommt.

Wie immer der Prozeß im einzelnen verläuft: Wenn wir von Kultur sprechen, stellt sich zuvor die kritische Frage, ob ein Tier jemals ohne den Vorteil eines sozialen Umfelds auf eine bestimmte Lösung verfallen wäre oder eine bestimmte Gewohnheit entwickelt hätte. Hätten unsere Kätzchen von sich aus gelernt, das Katzenklo in der richtigen Weise zu benutzen? Wahrscheinlich nicht. Hätten die in Gefangenschaft geborenen Affen von sich aus gelernt, sich vor Schlangen zu fürchten? Ja, aber erst wenn sie gebissen worden wären, was ein viel steinigere Weg ist, mit Schlangen Bekanntschaft zu machen, als die Beobachtung anderer Mitglieder der Gruppe. Das soziale Lernen bietet enorme Vorteile. Wir können uns lange und heftig darüber streiten, wie wir diesen Prozeß bezeichnen sollen oder wie komplex er ist. Aber letztlich kommt es nur darauf an, daß ein Individuum unter dem Einfluß eines anderen eine bestimmte Gewohnheit annimmt.

Der Sushimeister

Von anderen zu lernen ist die zweite Natur des Menschen: Wir tun es bereitwilliger und genauer als jedes andere Lebewesen. Wenn man einen jungen Schimpansen mit einem kleinen Kind zusammen großzieht, wird sich deshalb in der Regel eher das Kind am Verhalten des Schimpansen orientieren als umgekehrt. Das mußten in den dreißiger Jahren Winthrop und Luella Kellogg erfahren, die sich gezwungen sahen, eine Art Koedukationsexperiment im eigenen Haus abubrechen, als ihr Sohn Donald begann,

ähnlich kehlige Hungerlaute wie die Schimpansin Gua auszustößen, mit der zusammen er aufwuchs. Als Donald eine Orange in die Hand nahm, zu seinen Eltern lief und dabei »uhuh, uhuh« kreischte, gelangten die Eltern zu der Einsicht, mit dem Nachäffen des Affen sei es jetzt genug:

»Die Situation, in der die beiden als Spielkameraden und Gefährten zusammenlebten, hatte viel Ähnlichkeit mit der in einer Zweikinderfamilie, in der Gua aufgrund ihres höheren Alters und ihrer größeren Beweglichkeit die Rolle des älteren Geschwisters spielte. Dank der auf diese Weise zusätzlich gegebenen Anreize lernt das jüngere Kind unter solchen Bedingungen gewöhnlich schneller, als es sonst der Fall wäre. Tatsächlich war es Gua, die fast immer die aggressive Rolle oder die Führung übernahm, wenn es darum ging, neue Spielzeuge und neue Spielmethoden zu entdecken, während das Kind eher bereit war, die Rolle des Nachahmers und des Mitmachers zu spielen.«¹⁰

Auch Gua war eine gute Nachahmerin. Die Kelloggs schildern, wie sie sich als Schreibkraft versuchte, nachdem sie ihre Zieheltern monatelang an der Schreibmaschine beobachtet hatte. Eines Tages kletterte die noch ziemlich junge Gua auf den Schreibtischstuhl, setzte sich vor der Maschine in Positur und begann ihre Hände gleichzeitig über der Tastatur hin und her zu bewegen und mit den Fingern die Tasten niederzudrücken. Wir werden nie erfahren, welche literarischen Höhen die Schimpansin erklimmen hätte, wenn das Experiment nicht vorzeitig abgebrochen worden wäre.

Es gibt inzwischen zahlreiche Untersuchungen über die mimetischen Fähigkeiten von Menschenaffen, so etwa die Studie von Deborah Custance am Yerkes Primate Center in Atlanta. Vor zwei jungen Schimpansen, Scott und Katrina, machte die Forscherin einfache Gebärden, indem sie etwa einen Fuß anhob, auf den Boden stampfte oder sich mit der Hand übers Gesicht fuhr, und belohnte die Affen, wenn diese die Gesten nachahmten. Anschließend zeigte Custance einige Körperbewegungen, die bislang nicht

belohnt worden waren, indem sie beispielsweise die Backen aufblies, in die Hände klatschte, herumhüpfte und sich selbst umarmte. Die Reaktionen von Scott und Katrina wurden auf Video aufgenommen und von Beobachtern evaluiert, die nicht darüber informiert waren, welche Gebärden die Versuchsleiterin gemacht hatte. Auf diese Weise sollte eine unabhängige Einschätzung der Nachahmung erfolgen. Die beiden Affen machten ihre Sache gut und hatten offenbar keine Schwierigkeiten, willkürliche Körperbewegungen nachzuahmen.¹¹ Für uns ist es vielleicht nichts Besonderes mehr – schließlich sind wir selbst hervorragende Nachahmer –, doch die Umsetzung einer beobachteten in eine ausgeführte Handlung ist durchaus eine Leistung. Die Neigung, sich wie ein Kopiergerät zu verhalten, unterscheidet die Menschenaffen von den meisten übrigen Tieren und macht sie eindeutig zu potentiellen Trägern einer kulturellen Evolution.

Masako Myowa-Yamakoshi und Tetsuro Matsuzawa am Institut für Primatenforschung der Universität Kyoto haben eine komplexere Untersuchung über Nachahmungsverhalten durchgeführt, bei der unter anderem die unterschiedlichsten Gegenstände bewegt wurden. Matsuzawa leitet eine Einrichtung, in der Schimpansen normalerweise im Freien und in einer sozialen Gruppe leben, aber gelegentlich zu freiwilligen Versuchen ins Labor gerufen werden können. Bei der erwähnten Untersuchung saß der Versuchsleiter einem Affen gegenüber und demonstrierte eine einfache Bewegung. Alle an dem Experiment beteiligten Affen waren voll ausgewachsen und somit vermutlich weniger als Jungaffen geneigt, ein Nachahmungsverhalten zu zeigen. Eine Handlung, die sie nur einmal zu sehen bekamen, wurde von ihnen nur selten nachahmt. Sie taten es außerdem nur, wenn dabei zwei Gegenstände miteinander in Verbindung gebracht wurden (wenn es etwa darum ging, einen Ball in eine Schüssel zu legen), aber nicht, wenn es nur ein Gegenstand war, den der Versuchsleiter mit dem Körper verknüpfte (indem er sich beispielsweise eine umgekehrte Schüssel über den Kopf stülpte). Interessanterweise ist das Verknüpfen von verschiedenen Objekten typisch für den Gebrauch von Werkzeugen in der freien Natur, wenn Schimpansen etwa einen Stock

nehmen, um damit in einem Termitenhügel herumzustochern, oder wenn sie gekaute Blätter als Schwamm benutzen, um damit Wasser aus einer Pfütze aufzunehmen. Ist das Gehirn des Menschenaffen möglicherweise so beschaffen, daß ihn technische Lösungen mehr interessieren, weil er sie besser replizieren kann?¹²

Unter normalen Umständen beobachten Menschenaffen das Verhalten der Mitglieder ihrer Gruppe unzählige Male und haben somit immer wieder Gelegenheit, mit ihnen vertraut zu werden. Sie beobachten andere aus nächster Nähe und verfolgen jede Bewegung bis ins kleinste. Wie Matsuzawa vermutet, entsprechen sie damit möglicherweise dem, was den Lehrling eines Sushimeisters ausmacht. Der Lehrling schuftet im Schatten von Meistern einer Kunst, die am Reis die richtige Klebrigkeit erfordert, außerdem feingeschnittene Zutaten und die einfachen, ins Auge fallenden Arrangements, für die die japanische Küche bekannt ist. Wer einmal versucht hat, Reis zu kochen, mit Essig zu versetzen und mit einem Fächer abzukühlen, so daß es nach kurzer Zeit möglich war, mit den Händen frische Reisbällchen zu formen, der weiß, was für eine unglaubliche Geschicklichkeit schon allein dazu gehört, und doch ist dies nur ein Teil der Sushimeisterschaft. Man hat mir sogar gesagt, der Grund, warum man niemals weibliche Sushimeister zu sehen bekomme, liege darin, daß Frauenhände für die Aufgabe zu warm seien – eine Erklärung, die man nicht für bare Münze nehmen sollte, wenn man bedenkt, daß sich kein Japaner je über das Sushi beklagt, das zu Hause von seiner Frau zubereitet wird. Männer neigen dazu, mit hohem Status verbundene berufliche Tätigkeiten für sich zu reklamieren; der Ausschluß von Frauen aus der Domäne des Sushi bestätigt dessen zentralen Ort in der japanischen Kultur.

Doch zurück zum Lehrling des Sushimeisters: Seine Ausbildung erscheint als eine Sache der passiven Beobachtung. Der junge Mann spült die Teller, wischt den Küchenfußboden, verbeugt sich vor den Kunden, besorgt die Zutaten und verfolgt inzwischen aus den Augenwinkeln – und ohne jemals eine Frage zu stellen – alles, was die Sushimeister tun. Nicht weniger als drei Jahre lang sieht er ihnen zu, ohne die Erlaubnis zu erhalten, für

die Besucher des Restaurants Sushi zuzubereiten – ein extremer Fall von Lernen durch reine Beobachtung ohne praktisches Üben. Er wartet auf den Tag, an dem man ihn auffordern wird, sein erstes Sushi zuzubereiten, was er mit bemerkenswerter Geschicklichkeit tun wird.

Dies ist das Gegenteil der Nachahmung, wie ich sie zuvor beschrieben habe, bei der eine von anderen übernommene Vorstellung durch ein Gutteil individueller Praxis ergänzt wird. Doch wer weiß, was die Lehrlinge in ihrer freien Zeit tun? Es ist beispielsweise durchaus möglich, daß die älteren Meister – die wie alle älteren männlichen Primaten mit jüngeren Männchen geduldiger umgehen – den Lehrling nach Feierabend beiseite nehmen, ihm ein paar Tricks zeigen und ihm erlauben, selbst ein paar Sachen auszuprobieren. Wie immer es sich mit der Ausbildung des zukünftigen Sushimeisters verhalten mag, Matsuzawa geht es darum, daß durch die Beobachtung geschickter Vorbilder Handlungsabfolgen im Gehirn gespeichert werden, die sich – manchmal erst sehr viel später – in dem Moment als nützlich erweisen, wenn dieselbe Aufgabe vom Beobachter selbst ausgeführt werden muß.

Es braucht ein Dorf, um ein Kind großzuziehen

Das Beobachten anderer Angehöriger ihrer Spezies gehört zu den Lieblingsbeschäftigungen junger Primaten. Beständig halten sie sich in der Nähe der älteren Artgenossen auf und verfolgen aufmerksam jede ihrer Bewegungen. Während Psychologen darüber debattieren, in welcher Weise junge Tiere diese Informationen verarbeiten und ob man von Nachahmung sprechen kann, wenn sie das Verhalten älterer Tiere kopieren, haben Feldforscher zur Beantwortung der Frage nach dem kulturellen Leben der Tiere einen völlig anderen Weg eingeschlagen. Ähnlich wie Ethnologen, die dokumentieren, in welcher Weise sich eine menschliche Population von einer anderen unterscheidet, vergleichen sie unterschiedliche Örtlichkeiten und stellen die unterschiedlichen

Verhaltenseigentümlichkeiten von Schimpansen fest. Diese ethnographische Methode wird auch auf andere Tiere angewandt, besonders erfolgreich auf Delphine und Wale. Die rasch wachsende Fachliteratur vermittelt den Eindruck, daß wir bislang nur die Oberfläche erkundet haben: Die kulturelle Vielfalt im Reich der Tiere ist vermutlich bei weitem größer, als wir bislang angenommen haben.

Während diese Feststellungen von niemandem bestritten werden, gehen die Meinungen darüber auseinander, ob der Begriff der »Kultur« die Unterschiede zwischen Gruppen am besten beschreibt. Dies hängt offensichtlich davon ab, wie man diesen Begriff definiert. Man sollte glauben, daß Wissenschaftler leidenschaftslos zu einer vernünftigen Kennzeichnung eines Phänomens gelangen können und sich danach nur noch darauf einigen müssen, was unter diese Definition fällt und was nicht. Doch Definitionen sind nur selten neutral; in ihnen kommen ganze Weltanschauungen zum Ausdruck. Die eigentliche Debatte hinter den anhaltenden Kulturkriegen geht um nichts Geringeres als um den Ort der Menschheit im Kosmos. Definitionen von Kultur sind in dieser umfassenderen Kontroverse zum politischen Spielball geworden.

Kultur läßt sich ohne weiteres so definieren, daß alle anderen Spezies davon ausgeschlossen sind. Selbst Werkzeuge können so definiert werden, daß man sie nur bei unserer Spezies vorfinden wird – indem man beispielsweise fordert, daß sie sich in einen symbolischen Kontext einordnen lassen. Solche exklusiven Definitionen zielen meist auf die höchsten menschlichen Errungenschaften, die aus einem bestimmten Prozeß entstehen, und lassen diese absolut essentiell erscheinen. Das ist insofern ein legitimer Denkansatz, als die Wissenschaftler auf diese Weise problemlos von einzigartig menschlichen Fähigkeiten sprechen können, was Kultur, den Gebrauch von Werkzeugen, Sprache, Moral und Politik angeht.

Meine eigene Sicht der Dinge und die vieler anderer Primatenforscher steht dem allerdings diametral entgegen. Wir neigen dazu, über die kurze Entwicklungsgeschichte der menschlichen

Spezies hinauszublicken und eine wesentlich längere Vergangenheit und eine wesentlich größere Gruppe von Tieren ins Auge zu fassen. All die erstaunlichen Dinge, die Menschen mit Werkzeugen und ihrer Kultur zustande bringen, verdienen zweifellos unsere Aufmerksamkeit, aber sie bleiben bei unserer Annäherung an eine Definition zunächst besser unberücksichtigt, damit wir das Raster möglichst weit fassen können. Dieser Ansatz ist in der Biologie gang und gäbe. Biologen haben beispielsweise keine Probleme festzustellen, daß sowohl Hühner als auch Menschen auf zwei Beinen gehen, auch wenn offensichtlich ist, daß sie dies auf völlig verschiedene Weise tun. (Man braucht nur einmal darauf zu achten, in welche Richtung ihre »Knie« zeigen!) Biologen definieren Prozesse – Nahrungsaufnahme, Fortbewegung, Fortpflanzung – so allgemein wie möglich, da die Evolution eine Fülle von Mitteln und Wegen zu ihrer Realisierung hervorgebracht hat.

Allgemeinere Definitionen haben zudem den Vorteil, daß sie uns erlauben, das gesamte Spektrum eines Phänomens zu erfassen. Man könnte beispielsweise Sprache so eng definieren, daß das Gebrabbel eines Kleinkinds nicht darunter fällt – aber bedeutet dies wirklich, daß kindliches Brabbeln nichts mit Sprache zu tun hat? Die Befürworter enger Definitionen ignorieren Grenzphänomene und Vorläufer, und häufig halten sie die Spitze des Eisbergs fälschlich für das Ganze. Wenn also manche sagen, ohne Lehre und Unterweisung sei es sinnlos, von Kultur zu sprechen, dann schließen sie von vornherein eine Vielzahl menschlicher Kulturmerkmale aus. Viele Gewohnheiten werden ohne jede Unterweisung übernommen: Sie erfordern lediglich den täglichen Kontakt mit einem bestimmten kulturellen Kontext. Die Herzlichkeit oder Spontaneität, mit der wir unseren Mitbürgern begegnen, die Art und Weise, wie unsere Geschmacksknospen auf Gewürze reagieren, das Bedürfnis nach Übereinstimmung statt Konfrontation, die Sprachmelodie und die Lautstärke unserer Stimmen – all das hat sich so tief in uns eingewurzelt, daß wir von unserer »zweiten Natur« sprechen. Dennoch sind dies alles zutiefst kulturelle Phänomene, trotz der Tatsache, daß dabei keinerlei aktive Unterweisung im Spiel war.

Für Biologen ist die Art und Weise, wie Gewohnheiten übermittelt werden, von untergeordneter Bedeutung. Uns interessiert allein die Frage, ob der Prozeß für die natürliche Selektion »sichtbar« ist. Anders gesagt: Trägt das Lernen von anderen zum Überleben bei? Wie in den Beispielen der Warnrufe, der Meidung von Nahrungsmitteln und der Angst vor Schlangen verdeutlicht wurde, haben wir allen Grund zu der Annahme, daß von anderen gewonnene Informationen in der Tat eine wichtige Rolle im Kampf ums Dasein spielen. Rehabilitationsprogramme, bei denen in Gefangenschaft aufgezogene Affen ausgewildert wurden, haben uns gelehrt, wie wichtig es für diese Tiere ist zu wissen, was sie fressen, wohin sie gehen und was sie meiden sollen. Wenn sie ohne ausgewachsene Modelle ihrer Spezies aufgewachsen sind, können sich junge Affen im Wald häufig kaum behaupten und müssen verhungern. In diesem Sinne sind Affen ebenso kulturabhängig wie wir.

Dasselbe gilt beispielsweise für die Kultur der Geier. Als die letzten wilden Kalifornischen Kondore in den achtziger Jahren eingefangen wurden, um in verschiedenen Zoos ein künstliches Brutprogramm durchzuführen, wurde beschlossen, der ersten Generation von Jungvögeln die Nahrung durch Handpuppen in der Farbe und Gestalt ausgewachsener Artgenossen zu verabreichen. Man glaubte, das genüge, um sie zu richtigen Kondoren heranzuziehen. Doch trotz der Puppenvorführung lernten die jungen Kondore, Nahrung nicht mit ihren Artgenossen, sondern mit Menschen zu verknüpfen. Nachdem man sie ausgewildert hatte, hielten sie sich in der Nähe menschlicher Ansiedlungen auf und waren unfähig, von sich aus auf Nahrungssuche zu gehen. Die normalerweise menscheuen, ausgezeichneten Nahrungssucher waren zu einer Art Haushühner geworden, die auf Dachfirsten hockten. Offenbar ist der von Hand aufgezogene Geier kulturell ebenso benachteiligt wie der in Gefangenschaft aufgewachsene Affe.

Die landläufige Vorstellung von der Menschheit als der einzigen Lebensform, die den Schritt aus dem Reich der Natur in das Reich der Kultur getan hat – als hätten wir eines Tages die Tür zu

einem völlig neuen Leben geöffnet –, bedarf dringend einer Korrektur. Der Übergang zur Kultur ist ohne Zweifel allmählich, in zahlreichen kleinen Schritten erfolgt und war weder vollständig (wir haben zu keiner Zeit unsere Natur abgeschüttelt), noch war er, zumindest in den Anfängen, wesentlich verschieden von den Verhaltenstraditionen, die wir bei anderen Tieren beobachten. Die Vorstellung, wir seien die einzige Spezies, deren Überleben von einer Kultur abhängt, ist falsch, und die ganze mühsame Gegenüberstellung von Natur und Kultur beruht auf einem tiefgreifenden Mißverständnis.

In seinem 1998 unter dem Titel *Consilience* erschienenen Buch (deutsch: *Die Einheit des Wissens*) hat Edward Wilson, der Begründer der Soziobiologie, den Sozialwissenschaften die Einbeziehung der Darwinschen Evolutionstheorie empfohlen. Manch einer dürfte diese Geste als Übergriff empfunden haben, doch es läßt sich nicht leugnen, daß eine stärkere Integration innerhalb der Verhaltenswissenschaften bitter notwendig ist. Wilson erörterte ausführlich die Scheidung zwischen Natur und Kultur, die auch Gegenstand dieses Buches ist, doch für seinen Versuch eines interdisziplinären Brückenschlags wählte er einen anderen Ausgangspunkt. Statt nun mit Wilson die Sozial- und Geisteswissenschaftler aufzufordern, der Biologie mehr Gewicht in ihrem eigenen Fachgebiet einzuräumen, möchte ich sie vielmehr ermutigen, die jeweilige Disziplin ihrer Wahl – die jedoch häufig in deutlicher Abgrenzung zur Biologie definiert ist – neu zu überdenken und zu prüfen, in welchem Umfang sie Geltung beanspruchen kann. Diese Fächer könnten ihre Ideen an Tierverhaltensforscher weitergeben, die mit ihnen darin übereinstimmen werden, daß die soziale Umwelt die Entwicklung lenkt und daß jedes Individuum körperlich und geistig Teil eines größeren Ganzen ist: der Gruppe, Schar, Kolonie, Herde oder Gemeinschaft. Man muß nur einmal das afrikanische Sprichwort »Es braucht ein Dorf, um ein Kind großzuziehen« auch auf Paviane, Elefanten oder Delphine beziehen, und schon gewinnt man einen völlig neuen Blick auf das Sozialleben von Tieren; eine Perspektive nämlich, die der Betrachtungsweise der Sozialwissenschaften sehr nahe ist und Wege des

Denkens einbeziehen könnte, die bislang einzig unserer eigenen Spezies galten.

Auf der anderen Seite steht ganz außer Zweifel, daß wir aufgrund unserer Sprache, unserer Symbole, Ideen, Bedeutungszuweisungen, Werte, Lehren und unserer Art der Nachahmung die Kultur einen beispiellosen Schritt weitergetrieben haben als andere Tiere. In diesem Sinn ist die menschliche Kulturfähigkeit in der Tat einzigartig und durchdringt unser ganzes Leben in einer Weise, daß es kein Wunder ist, wenn wir über ihre Macht immer wieder staunen. Nicht nur, daß wir Kulturen erschaffen; einmal ins Leben gerufen, verleihen sie unserem Tun auch eine Bedeutung, wirken darauf zurück und verändern dadurch das Innerste unseres Daseins. Wir sind in einem Maße Produzenten und zugleich Produkte von Kultur, wie es bei keinem anderen Tier der Fall ist.

Vielleicht liegt das an unserer Fähigkeit, neue Erfindungen auf älteren aufzubauen. Michael Tomasello, der diesen Punkt besonders hervorgehoben hat, bezeichnet die Anhäufung von Verbesserungen im Lauf der Geschichte als »Sperrklinkeneffekt« und sieht darin eine allein dem Menschen vorbehaltene Fähigkeit.¹³ Ich habe einige Bedenken, weil es offenbar keinen triftigen Grund gibt, warum Tiere besondere Probleme haben sollten, Wissen zu akkumulieren. Es erscheint mir unwahrscheinlich, daß komplexe Abfolgen von koordinierten Handlungen wie etwa das Nüsseknacken bei Schimpansen oder das Strandungsjagen bei Schwertwalen* innerhalb kurzer Zeit erfunden wurden. Das Verhalten, das wir an diesen Tieren heute beobachten, ist höchstwahrscheinlich der Endpunkt einer langen und kontinuierlichen Perfektionierung bestimmter Fertigkeiten.¹⁴ Andererseits steht außer Frage, daß Tiere selbst dann, wenn sie gelegentlich früher erworbene Fertigkeiten weiterentwickeln, dies in einem geringeren Umfang als wir tun. Jeder derartige Unterschied würde im Lauf einiger Generationen enorm vergrößert. Möglicherweise ist demnach der Sperrklinkeneffekt die Hefe im Teig der menschlichen Kulturen.

* Zur Methode des Strandungsjagens siehe unten, S. 248.

Doch bei aller kulturellen Überlegenheit, was kann es schaden, wenn wir die nichtmenschlichen Parallelen zu den kulturellen Fähigkeiten des Menschen erforschen? Warum uns mit einer Schwarzweißmalerei zufriedengeben, bei der wir uns selbst alle, den Tieren dagegen keinerlei Errungenschaften zugestehen? Nehmen wir einmal an, wir würden »essen« durch den Gebrauch von Messer und Gabel definieren. Eine solche Definition würde es uns erlauben, essen – als eine rein menschliche Tätigkeit (oder gar eine des westlichen Menschen) – ganz für uns zu reklamieren, nur würden wir bei dieser Unterscheidung die Werkzeuge der Nahrungsaufnahme mit ihrem eigentlichen Sinn und Zweck verwechseln. Der Sinn des Essens besteht darin, dem Magen Nahrung zuzuführen, und in dieser Hinsicht sind wir offensichtlich überhaupt nichts Besonderes. Die relevante Frage im Hinblick auf die Kultur ist deshalb: Was macht sie eigentlich aus? Was ist der kleinste gemeinsame Nenner aller Dinge, die wir als Kultur bezeichnen? Meiner Meinung nach kann dies nur die nichtgenetische Verbreitung von Gewohnheiten und Informationen sein. Der Rest ist lediglich schmückendes Beiwerk. Alle diejenigen, die Sprache, Bildung, Werte und andere typisch menschliche Aspekte der Kultur zu deren Hauptkriterien erhoben haben, verwechseln die Messer und Gabeln des Prozesses mit seinem Wesen. Auf diese Weise ist es ihnen gelungen, andere Tiere auszuschließen – allerdings um den Preis eines umfassenderen Bildes, das es ermöglichen könnte, einen Blick auf unsere eigenen kulturellen Ursprünge zu werfen.

Meine eigene Definition von Kultur bringt diesen weiteren Blickwinkel zum Ausdruck:

Kultur ist eine Lebensweise, die von den Mitgliedern einer bestimmten Gruppe geteilt wird, aber nicht zwangsläufig auch mit den Mitgliedern anderer Gruppen derselben Spezies. Sie umfaßt Kenntnisse, Gewohnheiten und Fertigkeiten einschließlich zugrundeliegender Tendenzen und Präferenzen, die aus der ständigen Begegnung mit anderen und dem Lernen von ihnen abgeleitet sind. Überall dort, wo systematische Unterschiede im Hin-

blick auf Kenntnisse, Gewohnheiten und Fertigkeiten zwischen Gruppen nicht durch genetische oder ökologische Faktoren erklärt werden können, sind sie vermutlich kulturell bedingt. Die Frage, *wie* Individuen voneinander lernen, ist zweitrangig; es kommt lediglich darauf an, *daß* sie es tun. Somit fallen Kenntnisse, Gewohnheiten und Fertigkeiten, die von Individuen aus eigenem Antrieb erworben werden, nicht unter diesen Begriff der »Kultur«.

Wenn uns die Geschichte etwas gelehrt hat, dann dies: Wir sollten uns davor hüten, vorschnell Unterschiede zu behaupten. Es ist noch gar nicht lange her, da hieß es, die »Wilden« seien unfähig, sich als Gesellschaften zu organisieren, und der Begriff der Gesellschaft könne nicht auf Menschen angewandt werden, deren Kennzeichen zügellose Promiskuität, Verbrechen und lächerlich einfache Sprachen seien. Inzwischen sehen wir natürlich, daß alle Menschen, auch solche in nicht schriftkundigen Gesellschaften, komplexe Wertesysteme und Moralegebote kennen und Sprachen sprechen, die in jeder Hinsicht so reich sind wie die Sprache, in der dieses Buch geschrieben ist.

Es gibt eine Parallelgeschichte der falschen Vorstellungen über unsere Primatenverwandten, die in das westliche Denken als Verkörperungen des Teufels eintraten – auf die Erde gekommen, um die Krone der Schöpfung zu verspotten. Diese Tiere wurden immer wieder unterschätzt, und die falschen Vorstellungen, die man sich von ihnen gemacht hat, wurden nur widerstrebend und nach und nach aufgegeben. Wer darauf hinweist, daß manche ihrer Fähigkeiten denen des Menschen sehr nahekommen, muß sich auf wütende Reaktionen gefaßt machen. So wurden beispielsweise Behauptungen über die Sprachfähigkeiten der Menschenaffen als so bedrohlich empfunden, daß es 1980 auf einer internationalen Konferenz zu dem erfolglosen Versuch kam, alle Forschungen über das Sprachvermögen der Tiere zu *verbieten*, ähnlich wie bereits 1866 die Linguistische Gesellschaft von Paris die Erforschung der Ursprünge der Sprache verboten hatte.¹⁵ Ich behauptete nicht, daß Menschenaffen sprachfähig sind, aber aus solchen

Zensurversuchen spricht deutlich die Unsicherheit darüber, ob der Mensch wirklich so einzigartig unter den Tieren ist.

Es ist nicht überraschend, daß man sich Kulturen von Tieren zuerst im Osten vorstellte, wo die menschliche Selbstdefinition weder Freudsche Triebunterdrückung noch die Leugnung unserer Verbindung mit der Natur voraussetzt. Da sich der Kulturbegriff sehr weitgehend mit der Vorstellung verbindet, wir hätten uns von anderen Tieren entfernt, muß dieses Buch der Frage nachgehen, wie tierähnlich wir Menschen oder wie menschenähnlich Tiere sind. Es muß sich außerdem so klassischen Auseinandersetzungen zuwenden – die bis heute nichts von ihrer Relevanz verloren haben – wie der zwischen Behavioristen und Ethologen, die dem angeborenen bzw. dem erlernten Verhalten den Vorzug gaben. Immer wieder werde ich versuchen, bestehende Dualismen zu erschüttern, und mich um ein vollständigeres Bild bemühen.

Spätestens hier ist nicht mehr zu übersehen, daß uns die Kontrolle über die Affenteegesellschaft entglitten ist. Statt uns nachzuahmen und die Teekanne auf unser ausdrückliches Geheiß umzustoßen, haben uns die Affen die Schau gestohlen; sie legen Gewohnheiten an den Tag, die sie von sich aus entwickelt haben, und zeigen Tricks, die sie nicht uns abgeschaut haben. Als Ergebnis halten sie uns einen völlig anderen Spiegel vor, in dem Affen nicht als Karikaturen des Menschen erscheinen, sondern als ernst zu nehmende Mitglieder unserer Großfamilie mit ihrer eigenen Begabung und Würde.

Seit Carl von Linné uns 1758 mutig derselben Klasse wie die Affen zuordnete, ist die Botschaft zu uns durchgedrungen, daß wir nicht allein sind. Biologisch gesehen waren wir das nie. Die Zeit ist reif, um dasselbe auch in kultureller Hinsicht zu formulieren.